

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

205 (5.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wahrheit, Kunst und Willen

Der grosse Kampf des ersten sozialen Dichters! Heine klagt Deutschland an

Die meisten Gegner Heines sitzen im Lager der Nationalisten, d. h. derer, die mit ihrem Deutschtum prunken, zum Kratze hegen und den Rassenwandel mitemachen. Zur Zeit führen sie wieder einmal das große Wort. Es ist gerade in letzter Zeit deutlicher als je geworden, daß diese Leute von Volksrechten nichts wissen wollen. Mit großem Scherz hat Heine selber erkannt, weshalb ihn diese dunklen Gesellen hassen. Er ist ihnen zu populär; sie wissen, welche Macht er über die Herren besitzt. Seine klare, einprägende Sprache, der Spiegel seiner aufrichtigen Seele ist allen Unverbildeten verständlich. Gefälschte Sätze wird man selten bei ihm finden.

Ein solcher Mann ist den Volksfeinden ein Dorn im Auge; er muß bekämpft werden bis aufs Blut. Da man ihn nicht widerlegen kann, so muß man ihn verleumden. Diese Verleumdungen sind lange für bare Münze genommen worden, auch von Männern, die sich zu den Gelehrten rechnen. Es lohnt nicht aufzuzählen, welcher Böswilligkeit sich der Geschichtsschreiber Treitschke, welcher Gemeinheiten sich der Antisemit Eugen Dühring gegen den Dichter schuldig gemacht hat.

Damals — im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts — lag die Heine-Forschung allerdings noch im argen. Heute könnte jeder über den Dichter aufgefäht sein; denn die vergangenen 30 Jahre haben nur einwändige Ausgaben, verständliche Lebensbeschreibungen (z. B. die von Rudolf Fürst und die von Hermann Wendel) und eine Fülle von Einzelausschnitten über den Dichter gebracht.

Man hat dem lebenden Heine übel mitgespielt. Ramentlich die preussische Regierung verfolgte ihn mit kleinlichem Haß. Auch heute noch ist er einer der bestgehassten Männer, und man hat es bisher nicht gewagt, ihm in voller Deffektivität ein Denkmal zu setzen. Ein solches Denkmal wäre ja ein stummer Vorwurf für alle, die da fortfahren, Heine zu schmähen und zu verleumden, eine laute Anklage gegen alle Lehrer und Erzieher, die ihn bei der Jugend verächtlich machen. Was wirkt man Heine denn eigentlich vor?

„Er begehrte sich für die Ideen der Französischen Revolution.“ Abgesehen davon, daß dies nur in den Augen eines Dummtopfes ein Verbrechen ist: daselbe hat Friedrich Hölderlin getan, und dieser Dichter ist doch der Liebling der Deutschstämmer. „Glaube mir“, schrieb Hölderlin 1792 an seine Schwester, „mir kriegen schlimme Zeiten, wenn die Oesterreicher gewinnen. Der Mißbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich sein. Glaube mir das und bete für die Franzosen, die Verleider der menschlichen Rechte.“

„Er hat die Deutschen in Grund und Boden verdammt.“ Das selbe tat wiederum Hölderlin. Man lese seinen „Hyperion“! Aber Heine war ein Jude, und der Jude wird verdammt.

„Er war ein Söldling Frankreichs.“ Diese Lüge besondert jäh zu sein. Heute könnte jeder wissen, daß die kleine Pension, die die französische Regierung Heine eine Reihe von Jahren zahlte, auf seine Schriftstellerei keinen Einfluß gehabt hat. Es ist notorisch, daß der Minister Thiers, der dem Dichter diese Pension bewilligte, Heines politische Artikel überhaupt nicht gelesen hat, und es ist ein Märchen, daß der Dichter für das, was er nicht schrieb, bezahlt worden sei. Jeder, der die beiden Bücher „Französische Zustände“ und „Luzern“ aufmerksam liest, wird zugestehen, daß hier ein Mann redet, der nur das Beste will. Heine hatte — das ist die Wahrheit! — die Pension der Fürsprache der Fürstin Belgiojoso, einer aufgefähten Dame, zu verdanken, und sie war ihm wohl zu gönnen. Sein deutscher Verleger Campe bezahlte ihn höchst gern.

„Er hat den Dichter Platen verunzimpft.“ Auch das ist, in dieser Form ausgesprochen, unwar. Heine hat Platen für eine bodenlose Gemeinheit angesehen. Er war der Angegriffene und befand sich in Notwehr. Selbst der milde denkende Immermann, den Platen gleichfalls beschimpft hatte, schreibt in den „Düffeldorfer Anfängen“ (1840): „Leukerit tömlich war der Jörn mancher Leute, die sich öffentlich vernehmen ließen. Sie schalteten uns, daß wir uns unlerer Haut gewehrt hätten.“

„Er hat Wolfgang Menzel verhöhnt.“ Ja, und mit vollem

Recht. Der Deutschstämmer Menzel war ein feiger Denunziant und ein Ehrabschneider. Er hat nicht nur Heine begünstigt, sondern auch Ludwig Börne, David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer. Heine enthielt Menzels Wadenstecher in der kleinen Schrift „Ueber den Denunzianten“, Borne in der „Selbstverteidigung“, Menzel der „Franzosenfreier“.

„Er hat seinen Lehrer August Wilhelm Schlegel angegriffen.“ Sowohl, aber erst, nachdem Schlegel ihn in Hofkreisen verleumdet, ja verächtlich hatte. Heine hat den liebedürftigen und eiteln Mann nur nach Verdienst abgetraut. Er verabscheute nichts so sehr wie Verrat, und das gericht ihm zur Ehre.

„Er hat Goethe und Uhland geschmäht.“ Das ist eine faule Lüge, von Böswilligen erfunden und von Unwissenden nach-

geplappert. Heines Schriften sind jedermann zugänglich. Nun, man zeige uns die Schmähungen! Heine hat an Goethe und Uhland nur berechtigte Kritik geübt.

„Endlich das Schlimmste! Er hat Deutschland verhöhnt!“ Nein, er hat nicht Deutschland verhöhnt; er hat die damaligen Machthaber verhöhnt, die da glaubten, sie müßten das Volk am Gängelbande führen. Das große, geheimnisvolle Deutschland hat er geliebt und geachtet, und er hat ihm ergreifende Verse gewidmet. Junter und andere Volksfeinde sind nicht gleichbedeutend mit dem deutschen Volke. Es stünde besser um Deutschland, wenn man sich dies überall klar machte.

Der deutsche Arbeiter weiß, was er an Heine hat. Er wird nie vergessen, daß Heine einer der ersten sozialen Dichter war und daß er stets gegen die Privilegien der Geburt und des Geldes gekämpft hat.

Gerade heute sollte man die Schriften des Dichters wieder eifrig lesen. In ihnen läßt sich ein Mann vernennen, der das größte Recht hat, Deutschland anzuklagen, nicht das arbeitende und um die Freiheit kämpfende, sondern das offizielle Deutschland und alle die, die sich von ihm mißbrauchen lassen oder ihm freiwillig Gefolgschaft leisten.

Karl Quenzel.

Rund um den Puder

Ueber drei Millionen Mark betrug im Jahre 1929 die Einfuhr an Puder und Schminke in Deutschland. Diese Zahl mag ein klares Bild der starken Verwendung und der großen Beliebtheit von Puder und Schminke in der Frauennwelt geben, denn die Verwendung dieser Schönheitsmittel durch Schauspieler bildet nur einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz. Sogar in England, dem einst so puritanischen Lande, in dem Puder und Schminke von der guten Gesellschaft verpönt und mit verächtlicher Handbewegung der Halbweil zugewiesen waren, ist die Verwendung dieser Schönheitsmittel als Folge des französischen Einflusses seit dem Weltkrieg außerordentlich gestiegen. Und in Amerika sollen nach statistischen Berechnungen jährlich durchschnittlich nicht weniger als zwei Milliarden Dollar für kosmetische Artikel, darunter besonders für Puder und Schminke, ausgegeben werden. Allerdings hat dieses „Eitelkeitsproblem der Frau“, wie man es manchmal etwas spöttisch und zugleich nachsichtig nennt, auch eine ernste soziale Seite: Ueber 200.000 Menschen finden in Amerika Arbeit in den Schönheitsfabriken, und in den amerikanischen Fabriken, die Schönheitsmittel erzeugen, mögen über 1½ Millionen Menschen beschäftigt sein. Alle diese Zahlen in ihrer Gesamtheit aber geben einen Einblick in das Lebensgebiet, das sich diese beiden so unscheinbaren Verbundarten weiblichen Schönheitswollens geschaffen haben.

Es ist außerordentlich interessant, einmal einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und zu untersuchen, welche Arbeit notwendig ist, und welche Stoffe Verwendung finden, wenn das mehr oder weniger teure, für Millionen von Frauen so unentbehrliche zarte Pulver, Puder genannt, erzeugt werden soll. Werfen wir also einmal einen Blick in eine solche Werkstätte! Frauen und Männer sind hier beschäftigt. Die einen bedienen die Spezialmaschinen, andere besorgen das Farben, wieder andere parfümieren den Puder und Leben ihn. Eine ganze Anzahl von Arbeitsvorgängen also ist notwendig, bis der fertige Puder hergefäht und in den Handel gebracht werden kann.

Wollen wir uns nun im einzelnen alles zeigen: Da sind zunächst die Grundstoffe, aus denen der Puder sich zusammensetzt. Der wichtigste Grundstoff ist das Talkum. Man darf behaupten, daß etwa 50 Prozent aller Puder aus Talkum bestehen. Diese starke Verwendung beruht auf den sehr günstigen Eigenschaften des Talkums, das aus dem und gleichzeitig an der Haut haften, ohne schädlich zu wirken. Zwei andere mineralische Grundstoffe des Puders sind talkensaure Magnesia und Zinkoxyd. Eine zweite Gruppe von Rohmaterialien bilden die Stärken. Die beste Stärke, die für teuren Puder Verwendung findet, ist die Reisstärke. Sie hat den großen Vorzug, gut zu decken und an der Haut zu haften, ganz abgesehen von ihrem feinen Korn und ihrer schönen weißen Farbe. Allerdings hat die Reisstärke auch einen großen Nachteil, den keine

Frau vergessen sollte, wenn sie die Puderquaste in die Hand nimmt. Die Reisstärke geht nämlich leicht in Gärung über und quillt auf. In dieser Beschaffenheit ist sie sehr schädlich für die Haut, denn sie ist stark unterbindend, indem sie die Poren verstopft. Es ist deshalb unbedingt notwendig, vor Gebrauch von Puder etwas Creme aufzutragen, um die Poren zu schälen und ihre Erweiterung und Vertiefung zu verhindern. Zur Erzeugung billiger Puder wird Weizenstärke oder gar Kartoffelstärke verwendet, die beide nicht gut an der Haut haften und auch nicht die gleiche Deckfähigkeit wie die Reisstärke haben.

Wie geht nun die Fabrikation des Puders vor sich? Zunächst werden die fein gemahlene Grundstoffe in besonderen Maschinen vermischt, gefäht und parfümiert. Selbstverständlich müssen die Farben völlig unschädlich sein, und auch die Parfüms müssen durchwegs alt und reizlos sein, um jede Hautentzündung zu vermeiden. Der Puder wird dann getrocknet, nochmals durchgemischt und erdfeim, damit jede Keimkeimgefahr unterbunden wird. Endlich wird der Puder gefäht. Diese Arbeit ist besonders wichtig, denn von ihr hängt die Güte und Kohärenz des Puders in hohem Maße ab. In der Puderfabrik gibt es deshalb besondere Siebmachines, die von Arbeitern bedient werden, deren Tätigkeit viel Aufmerksamkeit erfordert. Sie tragen zum Schutze gegen den feinen Staub eine Schutzmaske. Neben den Siebmachines aber geht bis zum heutigen Tage noch ein anderes Verfahren einher, nämlich das Handfeiben. Es wird bei besonders feinen und teuren Pudern angewendet. Die Handfeibe sind mit Seide bespannt, und es bedarf wohl feines Beruhens, um diese Arbeit als besonders mühsam und anstrengend zu charakterisieren.

Wollen wir uns zum Schluß noch einige Ratschläge für die Verwendung von Puder mitgeben: „Wenn Sie an fettarmer Haut leiden“, so sagt uns der Fachmann, der seit Jahren in der Puderfabrik beschäftigt ist, „dann dürfen Sie nur Feinpuder für sich verwenden. Dieser Feinpuder hat die gleiche Zusammenfassung wie der normale Puder, aber es ist ihm noch eine gute Creme, die sehr reichlich mit, zugelegt, die Ihrer Haut das zuführt, was ihr notwendig ist. Ist Ihre Haut dagegen besonders fettreich, dann wird ich Ihnen, sich eines Puders zu bedienen, der hauptsächlich aus mineralischen Grundstoffen, also aus talkensaure Magnesia, Talkum und dergleichen, nicht aber aus Reisstärke sich zusammensetzt. Die Reis-, Weizen- oder Kartoffelstärke können nämlich das im Uebermaß vorhandene Fett nicht auffangen, aber der aus mineralischen Grundstoffen zusammengesetzte Puder besitzt diese Fähigkeit. Erkennen Sie sich jedoch einer normalen, gesunden Haut, dann wird jeder gute Puder für Sie unschädlich sein, wenn Sie es niemals versäumen, zuvor etwas Creme aufzutragen, um die Poren zu schälen.“



Das System Roman von Walter Schirmeier

(8. Fortsetzung.)
Wenn Frau Sperber, die Expedientin, solche Bemerkungen hörte, zuckte sie die Achseln: „Wenn schon — neue Besen lehren gut. An ihrer Expedition konnte man nicht rütteln, die lief — und lief gut. Mochte er modernisieren, soviel er wollte, hier war nichts umzumodeln. Und im übrigen konnte ihr das alles egal sein, der ganze Aufbau der Expedition war auf sie als Mittelpunkt eingestell, man konnte sie nicht entbehren!“

Es war zwölf Uhr — um eins war Sonnabends Geschäftsschluss — als Grete Wollmer zum Chef gerufen wurde.

„Grete, zum Chef“, sagte die sommerprossige Hete, die an den Apparat gegangen war. Die Berufene stob eilig davon.

Vorents sah man schon nach Hause gegangen, Eberhard stand am Fenster des Privatkontors und sah auf die Straße hinab. Es klopfte.

„Herein!“

Grete Wollmer trat ein und blieb erwartungsvoll stehen. Eberhard sah sie sich an den Tisch. Es war ihm etwas unbehaglich zumute, darum sagte er kurz: „Ich habe Ihr Gesuch geprüft, Fräulein Wollmer. Wir können jedoch in Anbetracht der schlechten Wirtschaftslage und der erhöhten Unkosten das Gehaltskonto auf keinen Fall vergrößern und müssen daher zu unserem Bedauern Ihre Bitte um Gehaltserhöhung abschlagen.“

Seine Eröffnung traf Grete wie ein Schlag. Am liebsten hätte sie losgehaut. Sie hatte sich schon so mit dem Gedanken einer Zulage vertraut gemacht, daß der entgegengesetzte Bescheid ihr im Augenblick unfähbar schien. Sie versuchte einen Einwand, eine Bitte, wurde aber sofort von Eberhard unterbrochen: „Wir werden bemüht sein, im Gegenfall zu den meisten anderen Firmen, ohne Personalabbau und Gehaltsföhrungen auszukommen. Vielleicht können wir später einmal

über Ihre Zulage reden — so, wie die Verhältnisse momentan sind, ist es unmöglich.“

Das Mädchen ging.

Eberhard atmete auf. So, das wäre überstanden. Der erste Schritt wäre getan — weitere Schritte würden folgen. Hoffentlich sprach die Wollmer über seine Ablehnung. Er rechnete sogar stark damit. Das würde so manchen abschrecken, ihn mit der Frage zu behelligen.

Nun hieß es weiter vorgehen!

Abends traf sich Grete Wollmer mit ihrem Freund. Sie war so niedergeschlagen und entmutigt, daß sie gleich nach der Begrüßung zu weinen anfing. Sie kannten sich ja zwar erst so kurze Zeit, aber er war doch ein Mensch, der Anteil an ihr nahm. Zu wem sollte sie sich sonst wohl aussprechen? — Eine Freundin hatte sie nicht — und zu Hause — zu Hause hatte jeder mit sich zu tun, hatten sie ohnedies Sorgen genug. Sollte sie da nun auch noch zu jammern anfangen?

Robert hörte still zu, während sie ihm ihr Leid klagte. Als sie zu sprechen aufhörte, legte er tröstend den Arm um ihre Schulter. Sie hatte wieder den Wintermantel an, obwohl es frühlinghaft milde Luft war. Sie gingen durch den Jumboldthain.

„Nun laß vor allen Dingen erst mal das Heulen sein!“ sagte er energisch. „Damit änderst du nichts und bekommst doch ne rote Nasenpitze. Wollen mal in Ruhe überlegen, was da zu machen ist.“

Grete tröndete gehorsam ihre Tränen. Sie schluckte noch ein paar Mal, dann sah sie Robert an, der angezogen nachdachte. Es war doch gut, jemand zu haben, dem man sein Herz ausschütten konnte und der mit Rat und Tat zur Seite stand.

„Sag mal“, fing Robert an, „wieviel war es, was du Gehalt bekommst?“

„Hunderzwanzig Mark.“

„Das ist dein Bruttogehalt — das heißt, da gehen dann noch alle Abzüge von ab?“

„Ja.“

„Nun. Dann bekommst du also zierla hunderzfünf ausgezahlt?“

„Genau hunderzfünf Mark und fünfundsiebzig.“

„So. Bedammst wenig, das ist wahr. — Wie ist das in eurer Branche — hättest du Aussicht, woanders Stellung zu bekommen?“

„Ich glaube kaum. Es ist doch in der Tapiserie, wie überall, überall wird abgebaut. Bei uns gehts noch verhältnismäßig gut, weil wir eine der ältesten Firmen sind und alte, feste Stammkundenschaft haben.“

„Also Kündigung und Stellungswechsel kommt nicht in Frage?“

„Nein.“

„Dann müssen wir weiter überlegen! Wirft du nach Tarif bezahl?“

„Ranu — Das weiß ich nicht, Robert.“

„Ranu — Das weißt du nicht? Sowas muß man doch wissen: kümmerst du dich denn gar nicht darum?“

„Nein — ich glaube, das tut überhaupt kein Mensch im ganzen Geschäft.“

„Ihr seid ja heiter, das muß man auch lassen! Kein Mensch kümmerst sich darum, ob er richtig nach dem Tarif bezahlt wird! — Habt ihr denn keinen Betriebsrat?“

„Nein. Im vorigen Jahre sollte mal einer gewählt werden, da hatten wir auch eine Verammlung; aber es fand sich keiner, der den Posten annehmen wollte.“

„Wenn du es mir nicht sagen würdest, könnte ich das gar nicht glauben. Also sowas gibt es tatsächlich noch! Keinen Betriebsrat — ja, sagt mal, lebt ihr denn alle hinter dem Mond?“

Er war ordentlich erregt geworden. Grete sah ihn verwirrt an. „Aber Robert, ich kann doch nicht dafür. Ich habe doch keine Ahnung von solchen Dingen!“

„Gewiß kannst du dafür! Du und deine Kollegen, ihr alle! Dazu haben wir denn das Betriebsratgesetz, wenn sich keiner darum kümmert. — Keine Ahnung haben ist faule Ausrede. Dann verhofft man sich eben die Ahnung; liest Bücher, besucht Vorträge und Versammlungen — — Wie macht ihr denn das, wenn ihr mal Zulage haben wollt, he?“

„Ra, wir gehen zum Chef und bitten ihn drum!“

„So ist's richtig. Dabei wirst ihr gar nicht, ob ihr nicht von Rechts wegen zu fördern hättet. Uebrigens: bist du organisiert?“

„Nein.“

„Und die anderen bei euch im Geschäft?“

„Ich glaube, da ist keiner im Verband. Im vorigen Jahre hatten wir einen Hilfspader, der wollte mal sowas einführen. Acht Tage, nachdem er seine Zettel — solche Werbezetteln, weißt du — verteilt hatte, wurde er entlassen. Der Chef soll gesagt haben, sowas duldet er in seinem Betrieb nicht.“

(Fortsetzung folgt.)